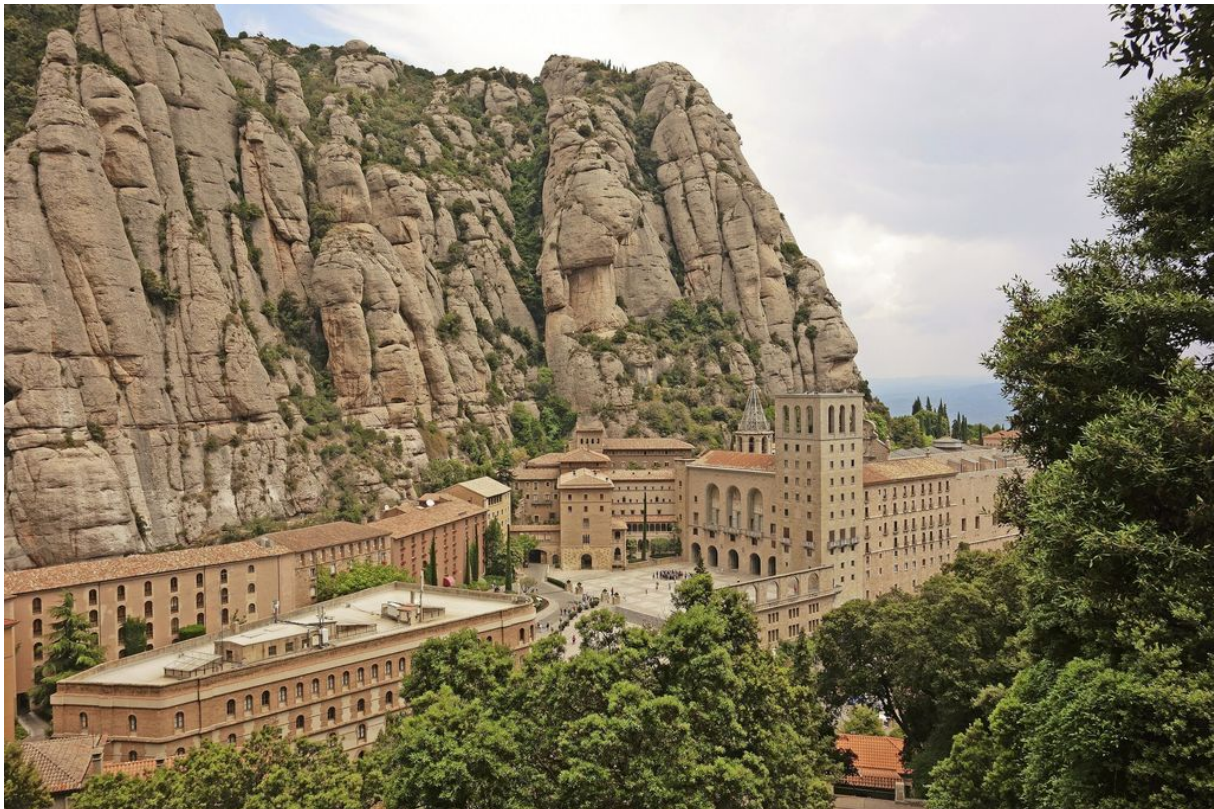


Pilgern auf dem Ignatiusweg

Pilgern auf dem Ignatiusweg: Alles kann passieren

Langsam, immer langsam, du kannst dein Leben noch ändern: Auf dem Pilgerweg des Ignatius von Loyola, des Urvaters der Jesuiten, vom Baskenland nach Barcelona.

Von Ruthard Stäblein



Das spirituelle Herz Kataloniens, fast ganz am Ende des Ignatiuswegs gelegen: Kloster Montserrat bei Barcelona Picture Alliance

Poliki, poliki“ ist das baskische Wort, das uns auf unserem Pilgerweg am häufigsten in den Ohren klingt, „langsam, immer langsam voran“. Denn diesen siebenhundert Kilometer langen Weg, den Ignatius von Loyola vor siebenhundert Jahren auf einem Esel zurücklegte, muss man mit Seelenruhe erkunden. Er ist nicht so ausgebaut und ausgetreten wie die bekannte Wallfahrtsstrecke nach Santiago de Compostela, und er führt auch nicht stetig nach Westen, sondern nach Südosten: in siebenundzwanzig Etappen von Loyolas Geburtsort gleichen Namens bei Bilbao im Baskenland bis nach Barcelona, vom Atlantik zum Mittelmeer, von Apfelbäumen über Getreidefelder, Weinberge, Wüsten, kleine Dörfer, öde Vororte bis hin zu Olivenhainen. Es ist der Weg der Besinnung und der Bekehrung eines einstmals rauflustigen Ritters zum Streiter Gottes.

Hier hat alles begonnen, unter dem Wappen der Loyolas, zwei Wölfen, die über einem Kochtopf lauern: in der Hausburg der Familie mit Gehöft, Brunnen und einem gemauerten Wehrturm aus Ziegeln. In der Küche soll Ignatius 1491 geboren worden sein, als zwölftes oder dreizehntes Kind einer verarmten Adelsfamilie. Das erzählt uns Juan Baptista Mendizabal, einer der Chronisten der baskischen Provinz Guipúzcoa. Der junge Loyola träumte davon, Ritter zu werden. Als junger Page des Königs Karl V. wurde der rothaarige Edelmann von kleinem Wuchs eher ein Lebemann, der gerne tanzte und den Frauen den Hof machte. Doch er bewährte sich auch in der Schlacht von Pamplona, wenngleich er auf dem Feld schwer verletzt wurde. Als Pflegefall zurückgekehrt in das Turmhaus seiner Familie, fand er dort keine Ritterromane vor, sondern nur christliche Erbauungsliteratur. Er vertiefte sich so sehr in die Lektüre, dass er das Leben Christi und die Taten der Heiligen nachahmen wollte und schließlich den Orden der Jesuiten gründete.

An dem Tag, an dem Ignatius sein Erweckungserlebnis hatte, tobte ein Sturm, das Turmhaus bebte. Unser Führer zeigt auf einen Riss, der die Ziegelmauer von oben nach unten durchzieht und das bezeugt. Der hohe Raum, in dem der genesende Ignatius seine Visionen hatte, wird heute mit Musik von Bach beschallt. Unser Chronist weist uns auch wortreich darauf hin, dass die baskischen Kinder mit dem Weihwasser aus diesem Raum besprengt werden, damit sie weise werden und gut sprechen lernen. Er selbst habe, wie seine Großmutter seinem Vater sagte, wohl zu viel Ignatius-Wasser abbekommen und rede deswegen unentwegt.

Zimmer sind modern hergerichtet

Die Hausburg wird bis heute von Jesuitenpatern wie eine Reliquie gepflegt. Ihre Ahnen bauten um sie herum eine barocke Basilika und einen hundertfünfzig Meter langen Konventsbau. Vor allem ältere Patres kehren an diesen Ort zurück, an dem sie ausgebildet wurden, um ihren Ruhestand zu verbringen, so wie Pater Txeme: „Wir Jesuiten wollen zwei Lebensweisen praktizieren: Spiritualität und Gerechtigkeit beziehungsweise Mildtätigkeit. Und in Loyola wollen wir auch die Gastfreundschaft pflegen, Pilger beherbergen und Besucher empfangen.“ Ihre Zimmer sind modern hergerichtet, mit Holz getäfelt, schmucklos und funktional, dafür ist der Blick aus dem Fenster phantastisch: links die Marmortreppen zur mächtigen Basilika, rechts ein weiter Park, dahinter bewaldete Hügel mit grünsatten Matten.

In Loyola beginnt der Ignatius-Pilgerweg, auf dem uns der Jesuitenpater Josep Lluís Iriberry bis zum Ende in Barcelona begleiten wird. Er hat den Weg selbst eingerichtet, eigenhändig die Wegweiser mit dem Symbol der strahlenden Sonne angeschraubt und ist ihn seit 2010 viele Male gegangen. Inzwischen bekommt er Unterstützung von den Autonomen Regionen, durch die sein Pfad führt. Im

Gegensatz zum Jakobsweg gehört beim Ignatiusweg eine feste Seelenkunde zum Programm: die „Geistlichen Übungen“, das Hauptwerk des Ignatius von Loyola. „Der Weg dient dazu, die Betrachtung der Natur und die körperliche Übung mit der geistigen Suche nach sich selbst zu vereinen, sich zu verändern, sich zu verwandeln“, sagt Pater Iriberry. Die „Geistlichen Übungen“ sind dabei eine Anleitung zur Selbsterkundung und Selbstverbesserung. Woher komme ich, wer bin ich, wo will ich hin? Gleich am ersten Tag soll man sich nach dem Aufstehen vornehmen, einen besonderen Fehler zu vermeiden, um die eigene Willensstärke zu trainieren.

Dazu gehört auch mäßiges Essen und Trinken. Wir sündigen allerdings gleich am ersten Abend in der Gaststätte „Añota“ bei baskischem Apfelwein und einer saftigen „chuleta“, einem Kotelett aus dem Rinderrücken, der als Ganzes auf dem Holzgrill gebraten wird. Dazu gibt es einen Rioja aus der baskischen Alavesa-Region, wahlweise auch Cidra. Der Wirt gießt den Apfelwein aus der Höhe ein, sodass der Saft spritzt, sprudelt und schäumt. Apfelwein gilt im Baskenland als Heilmittel und Hausgetränk, kann also eigentlich nicht unter die Verfehlungen fallen.

Was hätte Ignatius an unserer Stelle gedacht und gefühlt?

Am nächsten Morgen besuchen wir im Frühlicht die Einsiedlerkirche Santa María La Antigua bei Zumarraga. Während wir das romanische Gotteshaus und seine Marienstatue bewundern, hat sich einer der Pilger, Günther aus Mainz, von der Gruppe entfernt. Er erzählt mir später, dass er soeben Hirten beim Singen gehört hätte, dort drüben in den Bergen. Das habe ich verpasst, und das passt zur ersten Übung: Mithilfe unserer Einbildungskraft sollen wir uns etwas vorstellen, das wir selbst nicht gesehen oder erlebt haben, etwa den Tempel in Jerusalem, in dem Jesus körperlich anwesend war. So bilde ich mir das Echo der Hirten ein und glaube es tatsächlich zu hören.

Dann wandern wir weiter auf einem Trampelpfad steil hinauf zum Naturschutzpark von Aitzkorri. An einem Hain, der auf Baskisch Krähenplatz heißt, machen wir halt und trinken aus einem Brunnen. Wir steigen noch höher, hören zuerst Vogelgezwitscher und plötzlich Kuhglocken, die aber nicht am Hals von Kühen, sondern an wuchtigen, frei grasenden Pferden hängen. Sie laufen munter vom Hang herab und wir zwischen ihnen durch. Was hätte Ignatius an unserer Stelle gedacht und gefühlt? Wir rätseln und kommen zu keinem Schluss. Bald darauf erreichen wir die Wallfahrtskirche von Arantzazu, einen modernen Bau, der mit seinen beiden hohen Türmen einer Wehrburg gleicht. In der mächtigen Halle mit den kleinen, romanischen Oberlichtern erkennen wir kaum die kleine Madonnenfigur aus dem dreizehnten Jahrhundert, vor der Ignatius eine Vision gehabt haben soll. Das Wetter schlägt um. Tief hängende Regenwolken ziehen über bewaldete Hügel, das Licht bricht nur blass zwischen den Wolken am Horizont

durch. Der baskische Bildhauer Eduardo Chillida, der die Pforte der Kirche von Arantzazu gestaltete, nannte es „schwarzes Licht“, ein Wechselspiel von Entbergen und Verbergen. Es ist wohl die passende Beleuchtung für den Ignatius-Weg.

La Guardia, die nächste Etappe, ist eine mittelalterliche Stadt, aus Sandsteinen erbaut mit kilometerlangen Kellergängen, in denen der beste Rioja aus der Alavesa-Region gelagert wird. Am nächsten, frühen Morgen habe ich hier meine Vision, auch wenn mir kein Heiliger erscheint, sondern die Ahnung einer vollendeten Landschaft. Ich stehe allein auf einem kleinen Platz vor der Stadtmauer, leichter Nebel zieht von den Hügeln auf. Schwalben flattern, Mauersegler pfeifen gegen die Mauern. Vor mir ziehen sich die Hügel hinab, Getreidefelder, Weinberge und Hecken. Unten im Tal liegen kleine Seen und Feuchtgebiete. Es ist nicht die unberührte Natur, sondern die vom Menschen bearbeitete, umsorgte, gewürdigte, die mich in Verzückung versetzt. Am nächsten Morgen folgt der Schock: Der Ignatiusweg führt nach Logroño an der Autobahn entlang und wird darüber zum Bußweg. Das passt aber zum Programm von Ignatius: „Man muss um Schmerz, Tränen und Pein mit dem von Pein bedrängten Christus bitten“, schreibt er. Und mir kommt der Gedanke, dass wir heute keine Bußübungen mehr machen müssen, weil wir täglich für Fehlentwicklungen büßen. Loyolas „Übungen“ bestehen allerdings auch darin, sich Wechselbädern der Gefühle auszusetzen. Schmerz sollen wir empfinden, doch genauso Freude und jeden Tag als neues Kapitel begreifen.



Das könnte überhaupt der tiefste Sinn des Pilgerns sein. Jeden Abend sucht man sich eine neue Herberge, am nächsten Morgen packt man seine Sachen zusammen und beginnt einen neuen Abschnitt des Weges. Die Blasen an den Füßen schmerzen, die Oberschenkel brennen, Pflaster helfen, aber mehr hilft der Mut, der Trotz, der zum Trott wird, einfach weitergehen und eine neue Wegmarke

nehmen. Die einzelnen Abschnitte sind neu, die Gegenden, die Orte, die Landschaften verändern sich, aber der Weg selbst ist vorgezeichnet. Die Wegweiser mit der strahlenden Sonne geben die Richtung vor. Nur den Aufbruch muss man jeden Tag selbst schaffen. Deshalb sind wohl auch die Morgenstunden die schönsten, wenn die Luft und das Licht am klarsten sind. Dann werden die Gedanken frisch und zuversichtlich. Denn das Ziel ist weniger wichtig als die Selbsterkundung auf dem Weg, die Gedanken, die beim Gehen entstehen.

Leicht ist der Aufbruch indes nicht immer. Unsere Gruppe zieht mühsam durch die öden Vororte von Logroño an Schnellstraßen vorbei, bevor wir als Entlohnung in Alfaro Hunderte von Störchen sehen, die auf fast allen Dächern nisten. Den Weg durch die noch öderen Bardenas Reales, die Wüstengegend in Navarra, sparen wir uns und nehmen den Bus bis Saragossa, in die Hauptstadt von Aragonien. Am reißenden Ebro steht die Kirche Santa Pilar. An einer Säule soll hier Maria dem heiligen Jakobus erschienen sein, an einem 14. Oktober, jenem Tag, an dem Kolumbus in Amerika landete, weshalb Pilar die Schutzheilige Lateinamerikas wurde, woran wiederum eine Brunnenanlage vor der Basilika mit den Konturen Lateinamerikas erinnert. Dass diese „Entdeckung“ auch zu Unrecht und Unheil führte, kommt nicht zur Sprache.

„Der Schlaf der Vernunft bringt Ungeheuer hervor“

An die dunklen Seiten der Geschichte Spaniens gemahnt dagegen der Maler Francisco de Goya, der in einem Nest bei Saragossa 1746 geboren wurde und in der Stadt aufwuchs. Goya malte in seiner Frühzeit in der Pilar-Basilika eine seitliche Kuppel aus. Die Stadt widmet ihm ein bedeutendes Museum, und am beeindruckendsten sind sicherlich seine Caprichos von 1799 mit der Tafel „El sueño de la razón produce monstruos“ – „Der Schlaf der Vernunft bringt Ungeheuer hervor“. Als Aufklärer machte Goya den Mangel an Vernunft für die Gräueltaten seiner Zeit verantwortlich, und in seinen Satiren prangerte er die Mächtigen seiner Zeit an, etwa den spanischen König Ferdinand, der die Errungenschaften der Französischen Revolution zunichtemachte, oder den lüsternen Klerus, der mit der Religion nichts mehr am Hut hatte. Auch der Glaube von Ignatius von Loyola hat seine dunkle Seite, die uns heute befremdet: „Was unseren Augen weiß erscheint, sei schwarz, sobald die hierarchische Kirche dies so entscheidet“, schrieb er und forderte damit die bedingungslose Unterwerfung unter den Willen der klerikalen Obrigkeit, bis hin zum sprichwörtlichen Kadavergehorsam, zum „sacrificium intellectus“.

Neben den „Caprichos“ werden im Goya-Museum von Saragossa aktuell auch Gemälde von El Greco ausgestellt, darunter ein Porträt der heiligen Magdalena, die überdeutlich Tränen weint. Ihre Augen verschwimmen im Gesicht, verklären es, die Sünderin ist verzückt. Das gehört gleichfalls zum Trainingsprogramm der Jesuiten, das Übertreiben und Ausstellen von Gefühlen, das mit dem Bekenntnis

der Sünden einhergeht. Die Emotionen intensivieren und theatralisieren, das wurde zum Bildauftrag der barocken Kunst. El Greco brachte die Gefühle zum Zittern. Die Jesuiten hegten aber auch den Hintergedanken, sie zu messen, zu manipulieren und zu kontrollieren. Am Ende soll der Wille domestiziert werden und der Geist siegen. Oder doch das Mitgefühl?

Es riecht schon nach Mittelmeer

In Verdú kommen wir am Geburtshaus des Paters San Pere Claver vorbei. Er wurde heiliggesprochen, weil er sich in Cartagena de Indias im heutigen Kolumbien für die Sklaven aus Afrika, also für Gerechtigkeit, eingesetzt und Mitgefühl gezeigt hatte. Sein Haus ist zu einer Pilgerherberge umgebaut worden, an der Wand wird uns auf Deutsch Schweigen empfohlen.

Wir nehmen uns den Rat zu Herzen und pilgern am nächsten Morgen schweigend weiter von Verdú nach Cervera. Äcker mit Weizen, Gerste und Hafer wechseln sich mit Oliven- und Mandelhainen ab, umfriedet von Trockenmauern. Auf dem Stolperweg nach Manresa riecht es schon nach Mittelmeer.

Endlich steigen wir auf den heiligen Berg der Katalanen. Prior Ignasi empfängt uns im Benediktiner-Orden von Montserrat, der 1025 gegründet wurde. Etwa fünfzig Mönche leben noch hier. Heute kommen auch viele Touristen und noch mehr Katalanen, die in Barcelona die Schnellbahn und dann den Aufzug zum Kloster nehmen können. Der Prior erzählt uns, wie sich der heilige Ignatius hier in der Nacht vom 24. auf den 25. März 1522 endgültig entschloss, sein Leben zu ändern. In der Nacht singt eine hohe Frauenstimme die Vigilie. Die Glocken tönen. Ihr Schall wird von den hohen Felsen zurückgeworfen, in die Montserrat hineingebaut ist. Der Wind pfeift uns um die Ohren, ein Käuzchen klagt, unten im Tal schimmern die Lichter der Städte, oben leuchten die ersten Sterne. Die Natur ist in Montserrat eingebunden in die Kultur und überragt sie doch. Ich bin tief berührt und fühle das Erhabene.

Es gibt kein Ende des Ignatiusweges

In Barcelona zeigt uns Pater Iriberry alle Orte, an denen Ignatius vorbeigekommen ist. Enge Gassen, mittelalterliche Häuser, Brunnen, kleine ruhige Plätze, wie man sie kaum noch findet, den Eckstein in der gotischen Kirche Santa Maria del Mar, an dem Ignatius ständig in Tränen ausbrach. Dieses Pathos ist mir suspekt, als Kunst eines Greco genieße ich es jedoch. Doch tiefe Gefühle zulassen, das sollte ich auch üben, mit den Worten unseres Paters: „Ignatius fordert vom Pilger, sich zu öffnen, offen zu sein. Wir werden eine Erfahrung machen, bei der alles passieren kann. Also, öffne dich, was auch immer geschehen mag. Und am Ende wirst du in deinem Innersten deinen Sinn des Lebens entdecken.“

Es gibt kein Ende des Ignatiusweges wie beim Jakobsweg mit dem Grab des heiligen Jakob in Santiago de Compostela. Loyola setzte sich ursprünglich Jerusalem als Ziel. Doch dorthin kam er nie und gründete stattdessen in Rom den Jesuitenorden. Und so hat wohl der spanische Dichter Antonio Machado recht, der den Sinn des Pilgerns mit diesen Worten beschrieb und uns zum Abschied eine tiefe Wahrheit mit auf den Weg gibt: „Wanderer, deine Fußspuren sind der Weg, und nichts weiter. Wanderer, es gibt keinen Weg. Man bereitet sich den Weg, indem man ihn geht.“

[Vorheriger Artikel](#) [Nächster Artikel](#)